

ILSE SCHREIBER

# Worscht mit Weck oder Bröt?



FRAU SCHREIBER ERZÄHLT

s/v

# ***Worscht mit Weck oder Brot?***

Frau Schreiber erzählt ...  
... Rainer Weiss schreibt auf



#### IMPRESSUM

1. Auflage  
Alle Rechte vorbehalten · Societäts-Verlag  
© 2026 Frankfurter Societäts-Medien GmbH  
Hedderichstraße 49 · 60594 Frankfurt am Main  
vertrieb@societaets-verlag.de  
Layout & Satz: Societäts-Verlag, Bruno Dorn  
Umschlaggestaltung: Societäts-Verlag, Bruno Dorn  
Umschlagabbildung: © Jürgen Bauer  
Druck und Verarbeitung: DZS  
Printed in EU 2026  
ISBN 978-3-95542-554-8

Der Verlag behält sich das Text- und  
Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was  
hiermit Dritten ohne Zustimmung des  
Verlages untersagt ist.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.societaets-verlag.de](http://www.societaets-verlag.de)

# Worscht mit Weck oder Bröt?

Frau Schreiber erzählt ...  
... Rainer Weiss schreibt auf

»Das Leben ist schön, zum Verrücktwerden schön.  
Nicht, dass es das wäre, aber ich sehe es so.«

*Bohumil Hrabal*

## DIE FLUCHT MIT MUTTER UND SCHWESTER

**J**a, womit soll ich denn anfangen? Am besten mit meiner Geburt, oder?

Also gut: Ich bin an einem Februartag im Winter 1940 zur Welt gekommen; in Beuthen, einer mittelgroßen Stadt in Oberschlesien. Heute heißt sie Bytom und gehört zu Polen. Damals aber lag sie auf dem Gebiet des Deutschen Reichs und die Menschen, die dort wohnten, waren mehrheitlich Deutsche. Die meisten von ihnen waren, glaube ich, im Bergbau beschäftigt.

Es muss in diesem Winter 1940 sehr, sehr kalt gewesen sein und es waren wohl große Mengen Schnee gefallen, wie mir meine Eltern später hin und wieder erzählt haben. Mein Vater, der im Büro der Grube »Barbara« gearbeitet hatte, konnte in der Zeit nach meiner Geburt seiner Frau nicht beistehen, da er zu dem Zeitpunkt als Soldat im Krieg weit weg von zu Hause war. So hatte meine Mutter alle Mühe, sich und ihre beiden Töchter durchzubringen: mich, die kleine Ilse, sowie meine Schwester Eva Maria, die zwölf Jahre älter als ich war und die oft auf mich aufpassen musste.

Es war gewiss ein bisschen Geld da, aber genau weiß ich es nicht. Ich kann jedoch nicht sagen, dass es uns schlecht ging. Ich muss jedenfalls ein ziemlicher Wirbelwind gewesen sein und hatte immer schon Hummeln im Hintern. Heute denke ich, dass die Eva Maria lieber mit ihren Freundinnen zusammen gewesen wäre, als sich um die kleine Schwester zu kümmern, die einfach sehr frech und neugierig war – und einen ziemlichen Dickkopf hatte.

Ich lernte jedenfalls ungewöhnlich rasch laufen und mehr oder weniger gleichzeitig sprechen, sodass meine Mutter über viele Jahre stöhnte, wenn ich mal wieder eine meiner vielen nervtötenden Fragen stellte.

Mit Nachnamen hießen wir nicht etwa Schneider, sondern Schatton. Das war kein deutscher, sondern ein französischer Name. Da müssen gut drei Jahrhunderte vor meiner Geburt eine Schar protestantischer Hugenotten durch Schlesien gezogen und dann hier sesshaft geworden sein, was zur Folge hatte, dass meine Mutter bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten und vor allem bei Behörden ihren fremdklingenden Namen buchstabieren musste. Das muss ihr ziemlich lästig gewesen sein, denke ich, aber ich kann mir auch vorstellen, dass sie sich als eine Schatton immer ein wenig besonders fühlte. Nachteile hatten wir jedenfalls nicht mit diesem französischen Namen. Und mir gefiel er.

Als ich vier Jahre alt war, mussten wir drei Frauen mehr oder weniger Hals über Kopf unser Heimatstädtchen Beuthen verlassen. Der Krieg hatte für uns Deutsche einen völlig anderen Verlauf genommen, als die Nazis es vorhergesagt hatten, und man wusste in diesen unseligen Tagen nicht, wie lange es dauern würde, bis die Russen mit ihren Verbündeten und die Partisanen in den Wäldern sich an uns rächen würden. Denn als Deutsche wurden wir ja automatisch verantwortlich gemacht für die Verbrechen Hitlers.

Obwohl meine Mutter in Beuthen bekannt und auch beliebt war, weil sie immer ein Ohr für die Sorgen der Leute hatte und half, wo und wann sie konnte, fühlte sie sich in Oberschlesien nicht mehr sicher. Und als schließlich die führenden Nazis am Ort sie aufgesucht und ihr mitgeteilt hatten, dass wir ihnen unsere Wohnung in der Friedrichstraße für ein paar Tage übergeben müssten, war ihr klar: Das hört sich gar nicht gut an, jetzt wird's brenzlig.

Wir mussten also schnell unsere Wohnung verlassen und haben uns nicht einmal von unserem Vermieter, dem freundlichen Herrn Dombek, verabschieden können. Was aus dem damals wohl geworden sein mag? Ob er den Krieg und den Einmarsch der Russen überlebt hat?

Meine Schwester erzählte mir später, dass meine Mutter es jedenfalls plötzlich sehr, sehr eilig hatte und

unsere Fragen, was denn jetzt los sei, einfach überhörte. Wir oder zumindest ich hatten ja erst keine Ahnung, was Mutter mit uns vorhatte. Aber rasch wurde uns Mädchen klar, dass wir verschwinden mussten – auch ohne unseren Vater. Natürlich fragten wir nach ihm, aber er war nicht da, sondern »bei der Arbeit«, sagte unsere Mutter. Und sicher hat sie auch gesagt, dass er bald nachkommen würde, sodass wir nicht weiter fragten.

Bei Dunkelheit und Dauerfrost liefen wir eines späten Nachmittags dick verummt zum Beuthener Bahnhof. Ich durfte dabei auf dem Karren sitzen, der mit unserem wenigen Hab und Gut voll beladen war.

Dann ging es in einen Eisenbahnwaggon. Wir standen, hockten und schliefen hier zusammen mit vielen, vielen Flüchtenden. Mit Menschen, die sich ängstigten, aber froh waren, dass sie lebten. Es war eng und alles andere als bequem, und wahrscheinlich fragte sich jeder, wohin es uns alle verschlagen würde. Im Waggon war es jedenfalls bitterkalt und ich saß fast durchweg auf dem Schoß der Mutter. Mir ging es sehr schlecht, sicher hatte ich Fieber, und ich erinnere mich noch, dass ich mitbekam, wie jemand auf meine Mutter zeigte und sagte: »Das ist die Frau mit dem sterbenden Kind.« Ich könnte nur raten, wenn ich jetzt sagen müsste, wie viele Stunden wir in diesem eisig kalten Waggon ausgeharrt haben. Auf

jeden Fall landeten wir nach einer Ewigkeit in Bad Schallerbach, irgendwo in Oberösterreich.

Hier waren wir nun einige Monate interniert, kamen kaum in Kontakt mit den Einheimischen, die wohl eher misstrauisch waren, aber was mich betraf, war ich gerne mit den vielen Kindern im Lager zusammen. Wir freundeten uns rasch an und spielten stundenlang miteinander. Bei allem, was wir so anstellten, war ich freilich eher ein Bub als ein Mädchen und weder in diesem Lager noch später haben mich beispielsweise Puppen interessiert.

Irgendwie kamen wir Kinder hier mal mit Alkohol in Berührung – es waren so kleine farbige Fläschchen aufgetaucht, die interessant und geheimnisvoll aussahen, und wir Kleinen haben das Zeugs probiert. Und so war ich mit fünf ein erstes Mal betrunken. Von wem auch immer die farbigen Fläschchen waren – eine schöne Erfahrung war dieses neugierige Probieren nicht.

Das Ende der Zeit in Bad Schallerbach kam dann eines Tages, als meine Mutter uns Mädchen unvermittelt mitteilte: »Der Transport geht weiter.« Und wieder hockten wir in einem kalten Eisenbahnwaggon, hauptsächlich mit Frauen und Kindern, die alles verloren hatten. Das spürte man irgendwie; es lag viel Verzweiflung in der Luft. Und natürlich wusste keiner von uns, wo wir landen würden. Es gab auch den

einen oder anderen Halt, der mal kürzer, mal länger andauerte, bis es erneut hieß: »Der Transport geht weiter«. Meine Mutter beruhigte uns Töchter, die wir uns zitternd an sie pressten, und ließ uns nicht spüren, dass sie selbst Angst hatte. Doch hatte sie einen ungeheuer starken Überlebenswillen in den Adern, den sie Eva Maria und mir vererbt hat, wie ich heute weiß.

Schließlich machte der Transport Station im fränkischen Hof, wo zu unserem Schrecken etwas mit Mutter passierte. Sie wollte Milch besorgen, was ihr auch gelang. Aber als sie wieder in den Waggon steigen wollte, rutschte sie aus und fiel mit dem Hinterkopf böse auf die Gleise. Mit einer Gehirnerschütterung hat man sie dann ins Krankenhaus gebracht. Es hieß auch gleich, dass man sie länger dort behalten und beobachten müsste, aber als wir hörten, dass der Zug weiterfahren würde, rannte Eva so schnell sie konnte zur Mutter in die Klinik, um ihr Bescheid zu geben. »Was sollen wir jetzt bloß machen?« Was zur Folge hatte, dass Mutter umgehend ihr Bett verließ, aus dem Krankenhaus abhaute und mit uns wieder in den Zug stieg.

## VON HOF NACH EICHENBERG

on Hof ging es weiter in den Süden und in den Spessart, zuerst nach Blankenbach und dann, wieder eine Zeit danach, nach Eichenberg. Hier wurden wir zunächst in einem Tanzlokal untergebracht und dann wies man uns ein Zimmer in der Wohnung des Bauern Alfons Schmidt im Oberdorf zu. Das war 1946. Schließlich wurde ich mit sechs Jahren eingeschult.

Inzwischen war der Zweite Weltkrieg endlich zu Ende. Hitler hatte sich mit Selbstmord aus der Verantwortung gestohlen und Deutschland lag in Schutt und Asche. Die Menschen hatten jede Menge Kummer und Sorgen, aber davon bekam ich nicht so viel mit. Ich durfte jetzt zur Schule und lernen. Das gefiel mir.

Die ersten vier Klassen in der bayerischen Grundschule striegelte uns der Lehrer Knopf, der einfach alles wusste und jedes Schulfach unterrichtete. Manchmal denke ich noch heute an ihn, er war neben meinem Vater das große männliche Vorbild, zu dem ich aufschaute. Er hat mir eine Menge beigebracht. Wenn ich hin und wieder höre, dass Kinder nicht gerne zur Schule gehen, liegt das wahrscheinlich daran,

dass sich die heutigen Kinder und ihre Eltern gegenüber damals verändert haben oder dass es einfach nur noch wenige Lehrer wie den Herrn Knopf gibt.

Jetzt war mein Vater übrigens wieder bei uns. Wie das geschah, ist eine schöne Geschichte. Er hatte uns, die wir ja ohne ihn Hals über Kopf aus Beuthen getürmt waren, gefunden, und zwar so: Meine Mutter hatte mit einer Freundin in Weimar Briefverkehr, die wiederum eines Tages zufällig meinem Vater begegnete und ihm direkt sagen konnte, wo sich seine Frau mit den Töchtern aufhielt. So wusste er, wo wir gelandet waren, und stieß denn auch bald danach zu uns.

Unsere Mutter arbeitete als Näherin und ich beim Bauern Schmidt. Es war sehr viel auf dem Acker zu tun, ich musste mich um die Kühe kümmern, die ich ganz alleine aufs Feld führte. Das war nicht so ohne, und ich war ja noch ein Kind. Aber es ging eigentlich immer gut. Und überall musste ich Hand anlegen, wo immer es nötig war, natürlich auch im Haushalt. Das war zum großen Teil eine ziemliche Schufterei. Dafür aber bekam ich dreimal am Tag was zu essen und war nie allein.

Auch wenn ich jetzt schon ein großes Mädchen war, besser gesagt: mich für ein großes Mädchen hielt, passte noch immer meine Schwester Eva Maria auf mich auf. Sie nahm das sehr ernst (ganz ehrlich:

für mich oft viel zu ernst), und meine Mutter konnte sich auf ihre Älteste verlassen. Das war auch nötig, weil ich einen eigenen Kopf hatte und weil ich schon früh lieber auf mich und meine innere Stimme gehört habe als auf andere, die mir sagten, dass sie es gut mit mir meinten und alles anders machen würden als ich.

Eigentlich war ich auch eher ein Bub – und schon auch so ein kleiner Teufel. Die armen Eltern. Heute tut es mir leid, dass ich ihnen so graue Haare gemacht habe. Ja, kein Baum war mir zu hoch und jeden nur möglichen Unsinn hab ich gemacht, zum Beispiel in Eichenberg ein Kirchenfenster eingeschmissen – was meinem Vater natürlich nicht gefiel, aber geschimpft hat er mich nicht. Er hat ja sowieso nie geschimpft.

Vater war übrigens sehr hilfsbereit, die Leute holten ihn oft, wenn irgendetwas kaputt war, und er hatte für jeden ein offenes Ohr. Er war ein von Natur aus ruhiger und zurückhaltender Mensch, der auch gerne und gut Geige spielte, während meine Mutter sich lebhaft für alle Neuigkeiten interessierte, die im Dorf und in der Welt passierten.

Vater wäre als Soldat übrigens gerne Offizier geworden, aber das blieb ihm verwehrt, weil er ein uneheliches Kind war und einen nicht ganz lupenreinen Stammbaum hatte. Im Ersten Weltkrieg war er verwundet worden, und nachdem er nun aus der Gefan-

genschaft zurück war, hat er über vergangene Dinge nicht mehr viel gesprochen. Das war ja damals üblich, dass die Erwachsenen über das Vergangene mit all seinen schrecklichen und fürchterlichen Ereignissen nicht sprachen. Man konzentrierte sich lieber auf das, was nun vor einem lag und was man selbst in die Hand nehmen konnte. Ich muss allerdings zugeben, dass auch ich, die ich doch so neugierig war, nie nach vergangenen Erlebnissen gefragt habe. Man tat es einfach nicht.

Meine Mutter konnte sich mit ihrer dominanten Art überall durchsetzen, konnte ungeheuer gut schreiben, flüssig und absolut fehlerfrei. Das war ihr vielleicht größtes Talent. Irgendwann dann hat sie in einem Büro gearbeitet und Texte für ihre Chefs verfasst, die ihr vorgaben, worum es ging – und dann musste sie liefern. Zusätzlich hat sie jeden Abend aufgeschrieben, was sie erlebt hatte und was sie dann auf ihre Weise kommentierte. Sie hat also eine Art Tagebuch geführt.

Heute wäre ich neugierig, in diesem Buch zu lesen und mehr über meine Mutter und auch über meinen Vater zu erfahren, aber eines Tages waren ihre Aufzeichnungen leider verschwunden.

## IM SCHÖNEN ASCHAFFENBURG

**A**ber unsere »Reise« war noch nicht zu Ende. Erneut packten wir die Koffer und zogen von Eichenberg weg. Wir schrieben jetzt das Jahr 1953, und ich war 13 Jahre alt, als wir dann nach Aschaffenburg kamen, wo unsere vierköpfige Familie nun endlich sesshaft wurde. Mein Vater, der von Beruf Polsterer und Dekorateurmeister war, hat sich dann in Aschaffenburg selbständig gemacht und hatte ungeheuer viel zu tun. In diesen Jahren nach dem Krieg gab es keinen Tag, an dem man mal hätte ausruhen können. Das betraf eigentlich alle Menschen, die jedoch nicht klagten, sondern froh waren, das Inferno überlebt zu haben.

Ich jedenfalls ging meiner Mutter und meinem Vater zur Hand, wenn sie mich brauchten, aber wahrscheinlich war ich keine besondere Hilfe. Ich besuchte ja auch die Volksschule, die ich mit einem guten Zeugnis abgeschlossen habe. Ich hatte dabei das Glück, einen wunderbaren Lehrer gehabt zu haben, den Herrn Martin, für den wir alle durchs Feuer gegangen wären. Der Herr Martin ist sicher schon seit ewigen Zeiten nicht mehr am Leben, aber hin und

wieder geistert er noch durch meine Träume. Nach dem Aufwachen denke ich dann eine ganze Weile an die Schule und vor allem an ihn, den Herrn Martin.

Wenn ich an unsere Zeit im schönen Aschaffenburg zurückdenke, an die hilfsbereiten und freundlichen Leute dort, an die alten Häuser, die kleinen Geschäfte oder an das beeindruckende Schloss, muss ich sagen, dass ich es wirklich gut hatte, obschon der Krieg ja erst ein paar Jahre her war und seine Wunden in der Stadt noch immer zu sehen waren.

Wir wohnten in der Weißenburger Straße und gegenüber von uns war ein Kino, das Bavaria. Da bin ich oft gewesen, fast immer mit meiner Freundin Hannelore, die das Geld gehabt hat, damit wir zusammen die neuesten Filme sehen konnten. Den »Förster vom Silberwald« oder die »Trapp-Familie« mit Ruth Leuwerik oder »Ich denke oft an Piroshka« mit der hübschen Lilo Pulver. Wir Jungen waren neugierig, für alles offen und abenteuerlustig, für jeden Spaß, aber auch Unsinn zu haben, und auf Kummer und Sorgen hatten wir keine Lust.

Ein Erlebnis war aber etwas ganz Ungeheuerliches. Zum Abschluss der Schulzeit war eine Fahrt geplant, auf die alle Schüler hinfieberten. Gemeinsam sollte es an den Tegernsee gehen. Doch als die Eltern erfuhren, wie viel das kostete, konnten sie mir diese Fahrt nicht erlauben – es war zwar immer et-



Ilse in Aschaffenburg

was da, aber das Geld reichte halt nur für die notwendigen Dinge. Als ich in der Schule sagte, dass ich leider nicht mitfahren würde, setzten sich umgehend alle Lehrer für mich ein und sorgten dafür, dass Geld gesammelt und so meine Reise von Spendern aus der Elternschaft übernommen wurde. Dies habe ich nie vergessen. Zwar kann ich mich an Einzelheiten der Klassenfahrt nicht mehr erinnern, aber ich weiß genau, dass mich die Hilfsbereitschaft von Leuten, die ich gar nicht kannte, sehr berührt hat. Sicher war das auch eine Lehre fürs Leben, die bis heute anhält und dafür sorgt, dass ich selbst gerne großzügig bin.

Eine ganz andere Sache fällt mir hier ein: Mein Vater war ja ein ruhiger und besonnener Mann, der immer ein Auge darauf hatte, dass seine Kinder es gut hatten und sich auch gut benahmen, aber einmal erlebte ich ihn im Zorn – weil er sich wegen mir geängstigt hatte. Warum? Ich war mit meiner Freundin im Kino gewesen und hatte mich nach der Vorstellung noch eine Weile mit ihr unterhalten, sodass ich, die ich ja noch minderjährig war, nicht zur verabredeten Zeit zu Hause war. Mein Vater, der hinter der Wohnungstür stand, schrie mich an, als ich hereinkam, und gab mir eine Ohrfeige, die es in sich hatte. Danach beruhigte er sich aber Gott sei Dank rasch wieder, und nach dieser Ohrfeige war er wieder wie zuvor.

Meine Mutter schimpfte viel öfter, sie konnte sich rasch aufregen und von einer Sekunde auf die andere zornig werden. Sie hatte ja ein irrsinniges Temperament, und wenn ich wieder mal etwas falsch gemacht hatte, schrie sie auf und nannte mich eine »Furgol« – und dann war zappenduster. »Furgol« muss ein Wort aus dem Polnischen sein, ein Schimpfwort vermutlich. Ich hab hin und wieder gescheite Leute gefragt, was »Furgol« bedeutet, aber bisher konnte mir noch niemand eine Antwort geben. Auch polnische Freunde nicht. Aber dieses »Furgol« beeindruckte mich und tat seine Wirkung.

Noch ein Wort zu meiner Mutter. In Aschaffenburg nannte man sie die »rote Hilde«, denn sie war in der Arbeiterwohlfahrt tätig und dabei sehr engagiert. Sie hat immer wieder Geld gesammelt, hat Kinder in der Ferienfreizeit auf dem Wendelberg betreut und für sie und ihre Kolleginnen und Kollegen gekocht. Man schätzte meine Mutter sehr, denn was sie auch machte, machte sie konsequent und setzte durch, was sie für richtig hielt.

Nach der Volksschule suchte ich dann eine Lehrstelle und begann schließlich eine Ausbildung zur Groß- und Einzelhandelskauffrau – bei Ernesto Lombardi, einem Stoffhändler, der einen guten Namen hatte. Ich habe da eine Menge gelernt, zumal ich den Umgang mit Stoffen sehr mochte, und habe die Lehre

bei Herrn Lombardi auch beendet. Zusätzlich habe ich noch recht viel gearbeitet und ausgeholfen, was ja auch meine Eltern von mir erwartet haben. Unter anderem im Malzhaus, weshalb ich den Spitznamen »Malzhaus« bekam, dann hab ich beim in Aschaffenburg stadtbekannten Metzger Pilz »volontiert«, wie man heute sagt, und mich dabei wohl ziemlich ordentlich angestellt.

Der Herr Pilz hatte eine Tochter, die auch mit im Geschäft war, mir aber immer wieder sagte: »Ich heirate nie einen Metzger.« Mich interessierte so was gar nicht, ich nickte nur und konzentrierte mich auf das Verkaufsgespräch mit meinen Kunden. Das mochte ich besonders, und der Herr Pilz wiederholte oft, auch in Gegenwart seiner Tochter, dass ich ein großes Verkaufstalent sei.

Da ich ein junger Mensch war, träumte ich oft davon, mich anderswo zu beweisen, neuen Menschen und mir unbekannten Abenteuern zu begegnen und ganz alleine in die Fremde zu ziehen. Doch wohin? Und wie sollte das gehen? Was würden meine Eltern sagen, wenn ich Aschaffenburg verlassen sollte, das ihnen und ja auch mir an Herz gewachsen war? War daran denn überhaupt zu denken?

Und dann kam es zu einer Reise, die mein Leben verändern sollte.

## FASCHING IN FRANKFURT



eine große Schwester Eva Maria war inzwischen 27 Jahre alt und schon einige Zeit mit ihrem Schorschi zusammen. Sie hatte längst den Schoß der Familie verlassen und war ins große, nicht allzu weit entfernte Frankfurt gezogen. Das bedeutete zu meinem Glück für mich, dass ich schon mit 15 alleine mit der Bahn in die Großstadt fahren durfte, um die Schwester zu besuchen.

Immer noch galt der Auftrag meiner Mutter an Eva Maria, gut auf mich aufzupassen, auch wenn sie mich jetzt nicht mehr an die ganz kurze Leine nehmen konnte. Und ja auch nicht wollte. In Frankfurt gab es natürlich eine Menge verführerischer Dinge, und ich ging mit großen Augen durch die Straßen der Stadt. Diese Besuche waren so richtige Entdeckungsreisen für mich, wobei jede einzelne dieser Fahrten mich ein Stück erwachsener gemacht hat. Dass ich einmal in Frankfurt landen würde, hätte ich damals nie für möglich gehalten.

Das Jahr 1956 war noch nicht sehr alt, als ich um einige Tage Urlaub von meiner Arbeitsstelle bat und ihn auch bekam. Wieder einmal packte ich meine Sa-

chen in einen kleinen Koffer, um erneut, dieses Mal aber für etwas länger, nach Frankfurt zu fahren.

Es war Faschingszeit, und meine Schwester hatte mir versprochen, mich auf einen Ball mitzunehmen. Wahrscheinlich wollte sie nicht, dass ich alleine bei ihr zu Hause war, mich langweilte oder irgendeinen Unsinn anstellte. In meinem Kofferchen hatte ich jedenfalls ein paar Sachen zum Verkleiden dabei, obwohl ich mit Eva Maria verabredet hatte, dass ich von ihr einen Rock, eine Bluse und eine Kette bekam, womit ich mich als rassige Zigeunerin ausstaffierte. (Ich weiß sehr wohl, dass man das heute nicht mehr sagt, aber damals war eine »Zigeunerin« etwas fast schon Begehrtes, der Inbegriff des Weiblichen und vor allem auch Wilden, was zu mir passte, wie ich fand.)

Und so stolzierten wir am Faschingssamstag zum großen Maskenball ins Gesellschaftshaus am Palmengarten, für den Eva Maria Karten ergattert hatte. Keine Ahnung, wie sie das geschafft hat, denn der Eintritt war ziemlich teuer. Fasching im Palmengarten im vornehmen Frankfurter Westend! Was das für mich bedeutete, kann ich gar nicht so richtig beschreiben; ich weiß jedoch noch, dass ich vor dem Ball stundenlang vor Aufregung gebibbert habe.

Beim Betreten des großen Saals habe ich nur Bauklötze gestaunt und schon gleich wieder weiter gebibbert. Alles, was sich vor mir auftat, war prächtig



Ilse und Hans – immer in Feierlaune. Und an Fasching stets mit Freunden unterwegs

und schön und, mit einem Wort, überwältigend. Eine neue Welt war das, so etwas konnte Aschaffenburg nicht bieten. Und jetzt wurde getanzt, gesungen, geschunkelt, Polonaise getanzt und getrunken, so viele gut gelaunte und glückliche Menschen hatte ich vorher noch nie gesehen – wo war ich da nur gelandet,



Maskenball im Zoo, 1959. Ilse ganz rechts, neben ihr Hans als Clown



Maskenball im Volksbildungsheim, 1960. Ilse ganz links neben Hans, ihrem Mann

fragte ich mich. Meine Schwester konnte mich im Trubel nicht immer im Auge behalten, und ich schwebte förmlich durch den Saal und über die volle Tanzfläche, bis ich mich an einem großen Tresen wiederfand.

Und da stand er. Es dauerte keine fünf Minuten, und schon hatte er mich angesprochen und mir seinen Namen verraten. Hans, ein großgewachsener, schlanker, gut aussehender Kerl, forderte mich rasch zum Tanzen auf, und von diesem Moment an haben wir wie zwei, die aufeinander gewartet haben, jeden Tanz getanzt. Und Augen für andere hatten wir beide nicht. Ich brachte Hans ganz schön ins Schwitzen, und ich erinnere mich, wie meine Schwester uns beide staunend ansah, wann immer sie mit ihrem Schorsch elegant an uns vorbei schwebte. Das Schicksal, das war mir ziemlich gleich klar, hat es gut mit der kleinen Zigeunerin gemeint.

Weit nach Mitternacht trennten wir uns, und da jetzt keine Straßenbahnen mehr fuhren, mussten Eva Maria, ihr Verlobter und ich zu Fuß nach Bornheim laufen, wo wir zu Hause waren. Als wir uns verabschiedeten, flüsterte mir Hans ins Ohr, dass er übermorgen, also am Rosenmontag, mit einem Freund den Ball einer Tanzschule im Volksbildungsheim besuchen und mich dort gerne wiedersehen würde. Eine Adresse und eine Telefonnummer hatte ich nicht von ihm (so einfach wie die jungen Leute heute mit ihren

Handys hatten wir es nicht), und so musste ich meine Schwester und ihren Schorschi überreden, mich am Rosenmontag ins Volksbildungsheim in der Nähe des Eschenheimer Tors zu begleiten. Ich glaube, große Lust hatten sie nicht, auf jeden Fall gelang es mir, dass für den Rosenmontag drei Karten organisiert werden konnten.

Der Abend im Volksbildungsheim lief so, wie ich es mir erträumt hatte. Hans und ich hingen wie Kletten zusammen, waren ausgelassen, fröhlich, lachten viel, tanzten und ab und zu kam der Freund von Hans, der Alfred hieß, vorbei und brachte uns was zum Trinken. Meiner Schwester blieb es jedenfalls nicht verborgen, dass ich glänzende Augen hatte und andere Männer, die mich aufforderten, abblitzen ließ. Es wurde wieder spät, und als wir uns voneinander verabschieden mussten, bat Hans mich um meine Adresse in Aschaffenburg. Ich schrieb sie ihm auf, auch wenn das Eva Maria, wie ich merkte, nicht gefiel.

Dass ich noch bei meinen Eltern wohnte, verschwieg ich Hans nicht.

## »JUNGER MANN, JETZT KOMMEN SIE DOCH ERST EINMAL REIN ZU UNS!«

**N**ach den ausgelassenen Tagen in Frankfurt war ich wieder zurück im elterlichen Aschaffenburg. Mutter und Vater hatten zwar nachgefragt, was ich in der großen Stadt erlebt hatte, ich habe ihnen aber nicht auf die Nase gebunden, was da beim Fasching geschehen war. Ziemlich sicher haben meine Eltern mitgekriegt, dass ich mit meinen Gedanken oft nicht bei der Sache war, und ja, ich gebe zu, dass der Hans aus Frankfurt mir nicht mehr aus dem Kopf ging.

Danach vergingen die Tage zu Hause wie üblich, aber es war so klar wie Kloßbrühe: Meine Mutter wusste, dass irgendwas mit mir passiert war. So was wissen Mütter einfach. So was kann man auf Dauer nicht verbergen. Immer wieder fragte sie nach, was es da in Frankfurt Außergewöhnliches gegeben hatte, bis ich damit herausrückte: dass ich einen jungen Mann kennengelernt hatte. Meine Mutter schimpfte mich heftig aus und war dabei mit ihren Worten nicht zimperlich. Ich habe das, was sie mir an den Kopf

warf, heute noch ziemlich genau in den Ohren, aber ihr ganzes Geschimpfe hat mich kaum berührt.

Schließlich kamen auch die ersten Briefe von Hans, die ich gleich in einer Truhe versteckt habe, sodass sie nicht herumlagen und ich sie nur für mich hatte. Ich habe sie aber immer wieder hervorgeholt und gelesen, bis ich sie fast auswendig konnte. Er hat schön geschrieben, der Hans, und ich kam mir ziemlich unbeholfen vor. Aber ich schrieb ihm zurück, und auch er hat meine Briefe immer wieder gelesen. Das hat er mir viel später einmal nach einem Konzert in der Alten Oper erzählt. Ab und zu ließ er mir einen Blumenstrauß zukommen, was meine Mutter ein wenig besänftigte, aber wirklich beruhigt war sie nicht. Aber was sollte ich machen?

Einige Wochen später, eine halbe Ewigkeit für mich, klingelte es an einem Samstagnachmittag an der Haustür. Wer mochte das nur sein? Die Eltern sahen erst sich, dann mich an. Schließlich ging meine Mutter zur Tür, mein Vater postierte sich hinter ihr im Flur, und ich lunte aus der Stube auf das, was kam. Und tatsächlich: Es war der Hans!

Er stand da, mit wunderbaren Blumen in der Hand, sagte schüchtern »Guten Tag« und machte Anstalten, meiner Mutter den Strauß zu überreichen. Die jedoch dachte nicht daran, ihm die Blumen abzunehmen, und stand auch so in der Tür, dass der Hans gar nicht ein-

treten konnte. Mir wiederum war richtig schwindlig, mein Herz pochte und ich wusste einfach nicht, wie ich mich in dem Moment verhalten sollte.

Endlich fielen die Zauberworte meines Vaters, der ganz entspannt den zurückhaltenden Besucher begrüßte: »Junger Mann, jetzt kommen Sie doch erst einmal rein zu uns!«

## HEIRAT MIT 18

**J**ch war noch ein junges Mädchen, aber schon damals hatte ich so ein Bauchgefühl, das mir sagte, was richtig und was falsch war, wem man vertrauen und vor wem man sich hüten sollte. Auf dieses Bauchgefühl konnte ich mich verlassen – auch später im Leben.

Und ja, der Hans war einer, der mir gefiel, an den ich mich anlehnen und zu dem ich aufschauen konnte. Er arbeitete in Frankfurt im elterlichen Betrieb, einer sehr bekannten Metzgerei in der Bockenheimer Falkstraße, war ein tüchtiger und strebsamer junger Mann, der es ernst mit mir meinte. Und das war sowieso das Wichtigste für mich. Wir zwei waren vom ersten Moment an füreinander bestimmt. So hat es sich jedenfalls angefühlt.

In den folgenden Monaten sahen wir beide uns oft, und seine Eltern mochten mich von Anfang an. Sicher hatten sie gemerkt, dass ich arbeiten konnte. Und dass sie auf mich zählen konnten. Von großem Vorteil war, wie ich im Nachhinein sagen muss, dass ich in Aschaffenburg in der Metzgerei Pilz gearbeitet hatte. Das habe ich ja schon erwähnt. Und damit habe ich ein Wissen und eine Erfahrung mitgebracht,



Kirchliche Hochzeit am 17. August 1958 in der Frauenfriedenskirche  
in Frankfurt-Bockenheim

# DIE FRAU HINTER DER BERÜHMTESTEN FLEISCHWURST FRANKFURTS



Mitte 80 ist sie – und arbeitet noch immer täglich in der Frankfurter Kleinmarkthalle. Ihre Wurst ist berühmt in aller Welt, und sie ist es auch: Ilse Schreiber ist eine Frankfurter Legende.

Ein Streifzug durch ihr Leben, niedergeschrieben von Rainer Weiss.

Ilse Schreiber, Rainer Weiss  
Worscht mit Weck oder Brot?  
ISBN 978-3-95542-554-8  
15,00 €

**JETZT  
BESTELLEN**

societäts|verlag